

Sie schreien schrill, trinken schlecht, sind unruhig, schlafen kaum,

«Treib ab! Du kannst doch keine

VON BARBARA LUKESCH

Anna ist fünf Jahre alt. Sie weiss, was Heroin ist; sie kennt den Zürcher Platzspitz und hat Dutzende Male zugesehen, wenn sich ihre Mutter einen Schuss gesetzt hat. In den Zeiten, in denen es Monika S., 32, besonders mies ging, in denen sie von morgens bis abends «verladen» war, unansprechbar, unberührbar, trug das Kind die Verantwortung für beide. Als die Wohnung anfang zu brennen, war es Anna, die die schlafende Mutter weckte. Wenn diese kaputt und übernachtigt auf ihrem Bett lag, erschöpft vom Beschaffungsstress, brachte ihr das kleine Mädchen Kaffee und Mineralwasser. Anna hatte Angst um ihre Mutter, wenn sie wieder mal vier, fünf Tage verschwunden war. «Ich gehe rasch einkaufen», hiess es dann jeweils, doch das Mädchen wusste inzwischen, was dieser Satz zu bedeuten hatte. Manchmal wohnte Anna bei ihren Grosseltern, dann wieder bei ihrer Tante und ihrem Götti; manchmal landeten Monika S. und das Kind in einer Notschlafstelle, oder sie blieben eine Nacht lang auf der «Gasse». Seit zehn Monaten leben die beiden in der

atmen zu schnell: Die Heroin-Babies

gute Mutter sein»

die Zahl der Säuglinge, deren Mütter während der Schwangerschaft Heroin, Methadon und seltener Kokain konsumierten.

Da Frauen nach jahrelangem Drogenmissbrauch einen unregelmässigen oder gar keinen Zyklus mehr haben, stellen sie eine Schwangerschaft häufig erst im fünften oder sechsten Monat fest. Um ihnen die Strapazen des Gassenlebens und der Beschaffungsprostitution zu ersparen, um sie aber auch regelmässig medizinisch kontrollieren zu können, raten Ärzte und Ärztinnen ihnen, auf Methadon umzusteigen. Ein Entzug während der Schwangerschaft, so die bisherigen Erfahrungen, kann sich schädlich, ja, lebensgefährlich für den Fötus auswirken. Kurt Biedermann, leitender Arzt in der Geburtshilfe der Zürcher Frauenklinik: «Wir streben vor allem die Konstanz der Opiatdosis und erst in zweiter Linie deren Senkung an. Das Gefährliche sind die starken Schwankungen im Konsum; sie können bis zum Kreislaufstopp der Frucht führen.» Ausdrücklich gewarnt werden Schwangere auch vor Kokain, dessen Gebrauch zu Gefässverengungen und damit zu einer Minderdurchblutung, aber auch zu einer vorzeitigen Ablösung der Plazenta und damit zum Tod des Ungeborenen führen kann.

Wer trotz Methadonkonsum immer wieder auf der Gasse abzustürzen droht und zusätzlich Heroin spritzt, hat die Möglichkeit, sich bis zur Geburt hospitalisieren zu lassen. Carola P., 28, verbrachte drei Monate im Spital. Sie hatte die Nase voll vom Junkieleben: «Ich habe mich so gefreut auf mein Kind und wollte endlich Ruhe haben.»

Dann sind sie da, die Babies, mit denen

ihre Mütter und Väter häufig grosse Hoffnungen auf ein neues, besseres und vor allem drogenfreies Leben verbinden: Viele sind Frühgeburten. Ist die Mutter HIV-positiv, wird zum Schutz des Kindes mit Kaiserschnitt entbunden, da auf diese Art möglicherweise – gesicherte Erkenntnisse fehlen noch – das Risiko einer Infizierung gesenkt werden kann.

Die «Heroin-» oder «Methadonbabies» zeigen nach wenigen Tagen deutliche Entzugssymptome: Sie schreien viel und auffallend schrill, trinken schlecht, sind unruhig, schlafen kaum, atmen zu schnell, haben Fieber. Ihr Start ins Leben ist leidvoll, und das Spitalpersonal tut viel, um ihre Not zu lindern: Es trägt sie stundenlang herum, wiegt sie in Hängematten, gibt ihnen Körperkontakt – alles, um sie zu beruhigen. In schweren Fällen sind Medikamente nötig oder gar Opiate, da die Babies andernfalls starke Krämpfe bekämen. Der Entzug der Neugeborenen kann Wochen, ja Monate dauern. Hans-Ulrich Bucher von der Neonatologie an der Frauenklinik: «Jedes dieser Kinder beansprucht eine Schwester voll und ganz, und das während 24 Stunden; durch ihr Schreien stören sie die anderen – sie stellen tatsächlich eine grosse Belastung für unsere Abteilung dar.» Die Kapazitäten der Frauenklinik, sowieso eine «Risikoklinik», die überdurchschnittlich viele Problemfälle sozialer und anderer Art beherbergt, werden bereits heute häufig überschritten.

«Als Anna in der Wanne schier ertrank, stieg ich um»

Ist der Entzug abgeschlossen, sind die medizinischen Probleme der Säuglinge ausgestanden. Im Gegensatz zu den Kindern von Alkoholikerinnen tragen sie keine genetischen Schäden davon; ob sie in höherem Masse suchtgefährdet sind, ist bis anhin ungeklärt.

Was ihr Wohlergehen und ihre Entwicklung beeinträchtigen kann, sind Lebensumstände, die sich aus dem Drogenkonsum ihrer Mütter beziehungsweise ihrer Eltern ergeben. Genau das bekam Anna zu spüren. Zwei Tage nach ihrer Geburt war Monika S. wieder «voll auf Heroin». Während dreier Monate hat sie so stark gefixt wie nie zuvor: «Als mir Anna in der Badewanne schier ertrunken wäre, wusste ich: Jetzt ist Schluss, jetzt gibt es nur noch eins: Methadon.» Eineinhalb Jahre hielt Monika S. durch, dann stürzte sie wieder ab – und mit ihr das Kind.

Absturz zu zweit

Eigentlich ist auch eine Fixerin durchaus in der Lage, Mutter zu sein. Dazu braucht sie allerdings Hilfen, Strukturen und Bezugspersonen. Denn die Fixerin muss sich ja ihren Stoff beschaffen. Zwar versuchen es die meisten, vom Heroin loszukommen und zumindest auf Methadon umzusteigen, damit wenigstens der Beschaffungsstress entfällt. Doch es gibt meistens Rückfälle, Abstürze. Das Kind aber stürzt dann mit. Und kommt erst noch Aids ins Spiel, dann werden die Probleme für die Betroffenen nochmals dramatischer.

therapeutischen Wohngemeinschaft Ulmenhof in Ottenbach. Es geht Anna besser, viel besser.

Gemäss Schätzungen von Experten leben in der Schweiz 1500 bis 2000 Kinder, deren Mütter oder Eltern drogenabhängig sind. 1987 verzeichnete die Frauenklinik des Zürcher Universitätsspitals eine sprunghafte Zunahme sogenannter «Drogenbabies»: Von ein bis zwei Fällen pro Jahr auf zwölf bis inzwischen zwanzig stieg

Maria M., 28, ist noch während der Schwangerschaft auf den Strich gegangen, um den Stoff für sich und ihren Freund finanzieren zu können. An die ersten sechs Monate nach der Geburt ihrer Tochter hat sie nur noch eine Erinnerung: «Stress. Strichstress. Giftstress. Beschaffungsstress. Dauerstress.» Heute sagt sie: «Ich bereue es sehr, dass ich in diesem halben Jahr sozusagen nichts von meinem Kind mitbekommen habe. Ich war gefühlsmässig gar nie richtig bei ihm.»

Auch Maria M. und ihre Tochter Katrin leben jetzt im Ulmenhof. Maria M.: «Die Kleine ist meine Chance. Sie hat mich gezwungen, Verantwortung zu übernehmen; die Aufgabe als Mutter gibt meinem Leben einen Sinn. Dank Katrin bin ich überhaupt im Ulmenhof und mache eine Therapie.»

Wenn eine Drogenabhängige schwanger wird, reagiert ihre Umgebung häufig harsch: «Treib doch ab!» – «Wie willst denn du eine gute Mutter werden?» Ist das Kind auf der Welt, heisst es: «Gib das Kind zur Adoption frei!» Entscheiden sie sich dennoch für ein Leben mit ihrem Kind, haben sie mit Ängsten und Schuldgefühlen zu kämpfen: Angst, man nehme ihnen ihre Tochter oder ihren Sohn wieder weg und plaziere sie in einer Pflegefamilie oder einem Heim; Angst, ihre Kinder seien besonders krankheitsanfällig und labil. Maria M.: «Ich war mit Katrin alle zwei Tage beim Arzt. Hatte sie einen Mundpilz, war ich in Sorge. War ihre Haut ein wenig gerötet, bin ich gerannt. Noch jetzt denke ich ständig: Wird sie wohl richtig laufen und sprechen lernen?» Ihre Schuldgefühle sind gross: Was habe ich meinem Kind mit meiner Drogensucht angetan? Und sie wollen vor allem eins: Wiedergutmachen. Monika S.: «Der Druck, wiedergutzumachen, was ich in vier Jahren bei Anna verpatzt habe, ist riesig.»

Evelyne Baumann, Psychologin im Ulmenhof, weiss um dieses Problem: «Diese Frauen haben sehr hohe Ansprüche an sich; sie haben sehr konkrete und rigide Vorstellungen davon, wie die gute Mutter zu sein hat – und genau deshalb sind sie auch immer wieder zum Scheitern verurteilt.» Am liebsten wäre Monika S. stets präsent, immer geduldig und liebevoll zu Anna, würde ihr fünf Gutenacht-Geschichten erzählen, obwohl sie nach der dritten erschöpft ist. Und wo bleibt sie? Eine junge Frau, HIV-positiv, immer noch kämpfend gegen die Verlockungen des «Gifts», wie sie es nennt, unsicher, was ihre berufliche Zukunft bringt, wie sie ihr Leben und das ihrer Tochter finanzieren wird, wo sie einst woh-

nen wird. Baumann: «Es wäre fatal, wenn die Frauen ihre eigenen Bedürfnisse, auch ihre ambivalenten Gefühle gegenüber ihren Kindern unterdrücken würden. Denn ein Kind ist nicht nur Chance und Hoffnung, ein Kind kann auch Last sein.» Vor kurzem ist Monika S. «abgestürzt». Nachdem sie drei Tage in der Zürcher Drogenszene abgetaucht ist, versucht sie nun, die Gründe für den Rückfall herauszufinden. Die Schuldgefühle gegenüber Anna haben sie fast zerrissen: «Gott sei Dank, war sie im Ulmenhof gut aufgehoben.»

«Da erzählen sie von der Mami, die am Boden lag»

Die therapeutische Wohngemeinschaft, in der Mütter beziehungsweise Paare mit Kindern Vortrittsrecht geniessen, bildet für die Knaben und Mädchen einen verlässlichen Rahmen, in dem sie nach und nach wieder ein Gefühl von Sicherheit und Vertrauen entwickeln können. Das Gelände mit den Wohnhäusern, den Produktionsstätten und dem Garten ist überschaubar; die Eltern sind auch während der Arbeit stets in Reichweite. Wurden die Kinder bisher vom einen zum anderen abgeschoben, ohne Gelegenheit, wirklich tragfähige Beziehungen zu entwickeln, finden sie hier Freunde, sehen mindestens einmal pro Woche ihre Therapeutin, besuchen ihre Pflegefamilie, die jedem Ulmenhof-Kind zugeordnet wird.

Hier können sie mit Gleichaltrigen spielen, herumspringen, auf Bäume klettern, sich austoben – keine Selbstverständlichkeit für einen Knaben oder ein Mädchen, die bis anhin wie Gefangene in einem Zimmer gehalten wurden, aus Angst der Mutter vor dem Zugriff der Behörden. Hier bekommen sie Anregungen und Impulse, die ihrem Alter entsprechen, und in der Spielgruppe haben sie die Möglichkeit, ihre Erfahrungen und Ängste zu verdauen. Psychologin Baumann: «In Rollenspielen kommen immer wieder Themen wie Spital, Krankheit, Tod oder Spritzen zur Sprache. Da erzählen sie von der Mami, die plötzlich am Boden lag, oder fragen, wer sie wohl betreten wird, wenn ihre aidskranke Mutter gestorben ist.» Haben sie oft jahrelang wie kleine Erwachsene funktioniert, holen sie im Ulmenhof Versäumtes nach, wollen einen Nuggi, den Schoppen und ständig herumgetragen werden. Wer wie Anna immer wieder enttäuscht und belogen wurde, muss nach und nach lernen, dass die Erwachsenen auch Wort halten. Berührungsängste

müssen überwunden werden, das Mass für Nähe und Distanz überhaupt erst entdeckt werden.

Carola P. erfuhr einen Tag nach der Geburt ihres Sohnes, dass sie HIV-positiv ist. Seit vier Jahren lebt sie mit dieser Gewissheit, drei davon hat sie im Ulmenhof beziehungsweise im «Austrittshaus», einer Nachsorgeeinrichtung, verbracht, drogenfrei, zufrieden und voller Zuversicht. Erst im Alter von zwei Jahren lässt sich der HIV-Status eines Kindes definitiv bestimmen. Ihr Sohn ist nicht infiziert. Als Carola P. ein zweites Mal schwanger wurde, stiess sie auf Unverständnis in ihrer Umgebung. Sie wollte dieses Kind, genoss die Schwangerschaft ganz bewusst und blühte auf in diesen Monaten. Ihre Tochter ist eineinhalbjährig, kräftig und gesund – ob sie den HI-Virus trägt, ist noch ungewiss.

Von Amt zu Amt, von Spezialist zu Spezialist

Seit kurzem steckt Carola P. in einer Krise. Überfordert von der Belastung, die mit zwei Kindern verbunden ist, ohne den stützenden Rahmen des Ulmenhofes, HIV-positiv, in einer schwierigen Beziehung zu einem drogenabhängigen Mann, hat sie erneut angefangen zu fixen. Verzweifelt versucht sie, dem Gift zu widerstehen.

«Kommt Aids ins Spiel, werden die Probleme der Betroffenen noch um etliches drastischer», weiss Friederike Geray, Frauenkoordinatorin der Zürcher Aidshilfe und Leiterin einer Müttergruppe. Da ist zunächst die zwei Jahre anhaltende Ungewissheit über den Status des Kindes. Ist es HIV-positiv, werden die Mütter von ihren Schuldgefühlen fast erdrückt. Selber infiziert oder bereits krank, suchen viele ganz gezielt die Pflegefamilie, bei der ihr Sohn oder ihre Tochter nach dem eigenen Tod leben kann. Müssen sie unerwartet ins Spital, wird eine Notplazierung ihres Kindes nötig. Und wer bezahlt all die Rechnungen? Und was geschieht, wenn das Kind erkrankt?

Das bürokratische Dickicht erweist sich dabei für viele immer wieder als undurchdringlich. Von Amt zu Amt schickt man sie; ein Spezialist löst den anderen ab.

Angebot wie das Zürcher Pilotprojekt Espoir, das Pflegeplätze, Ferien-, Teil- und Notplazierungen und Familienhilfen an von Aids Betroffene vermittelte, wurde nach drei Jahren wegen städtischer Finanzknappheit eingestellt. Als «unverantwortlich» bezeichnen Fachleute diesen Entscheid, war doch das Espoir eine einmalige, dringend benötigte Institution, die nahe an den Menschen und ihren Bedürfnissen orientiert war. Helene von Arx, Leiterin von Espoir, sagt: «Wir haben gemerkt, dass eine Drogenkonsumentin durchaus in der Lage ist, Mutter zu sein. Dazu braucht sie allerdings Hilfen, Strukturen und Bezugspersonen, die sie in Zeiten der Stoffbeschaffung und in Krisen entlasten und ihr zum Beispiel die Kinder abnehmen.» Ein privater Verein wird versuchen, Espoir weiterzuführen. □